

Lieber Herr Heimleiter

Geschätzte Referentinnen und Referenten

Meine Damen und Herren

Ich habe nur wenig Zeit zur freien Verfügung. Gerne bin ich zu Fuss in der Natur unterwegs und fotografiere dabei, wobei es mir speziell die Makrofotografie angetan hat, die bei Lebewesen oder Mini-Objekten jedes Detail hervortreten lässt.

So betrachtet, offenbart unsere Welt eine ausserordentliche Komplexität von faszinierender, immer wieder neuer Schönheit.

Man muss sich Zeit nehmen dafür. Es ist eine ganz andere Kunst als die des Schnappschusses: Eine langsame, geduldige Suche, die sorgsames Herantasten erfordert, um die optimale Einstellung zu finden und zum Wesentlichen vorzudringen.

Die Fotografen sagen, dass gute Bilder reden. Ich glaube, das stimmt. Um zu hören, was ein Bild zeigt, muss man seine eigenen Vorurteile, Absichten und Interpretationen fallen lassen, so wie der Fotograf sich ganz auf seinen Objekt eingelassen hat, um die gute Distanz zu finden.

Mit diesen paar Worten ist gleich auch gesagt, wie ich bei der Vorbereitung unserer heutigen Begegnung vorgegangen bin.

In meinen Augen haben Sie, Herr Heimleiter, viel mehr zu einem Forum als zu einer Fachtagung eingeladen. Das vorgegebene Thema regt mehr zu einem offenen Gedankenaustausch, fast hätte ich gesagt: zu einer Meditation ein als zur Darlegung fachwissenschaftlicher Erkenntnisse.

Man könnte dennoch versuchen, auf die hintergründig gestellte Frage mit harten Zahlen und Fakten zu antworten.

War früher wirklich alles besser? Natürlich nicht!

Ich führe dazu ein einziges Beispiel aus dem Gesundheitsbereich an.

Denken wir nur daran, dass im Zeitraum von 1870 bis 2006 die Kindersterblichkeitsrate, also die Todesfälle vor Vollendung des ersten Lebensjahres, in unserem Land von ungefähr 210 o/oo auf 4,4 o/oo¹ zurückgegangen ist.

Bei den Kindern im Alter von 1 bis 5 Jahren zeigt sich die gleiche Entwicklung, sogar noch ausgeprägter. Bereits während des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts sank die Kindermortalität um 40%. Bis zum Zweiten Weltkrieg sank sie alle zehn Jahre um ungefähr 30 %, danach beschleunigte sich der Rückgang noch weiter. Gegenüber 1945 ist die Wahrscheinlichkeit des Kindstodes heute sechs Mal kleiner. Bei den 1- bis 10-Jährigen beläuft sie sich aktuell auf 1,4 o/oo, wobei die Ursache zumeist in Unfällen liegt.

Vielversprechend ist auch die Zukunft. Auch dazu ein einziges Beispiel.

Auf 1000 Kinder kommen vier bis zwölf mit einem schweren Herzfehler zur Welt. Bei einigen von ihnen muss eine der Herzklappen durch eine Prothese ersetzt werden, was einen schweren chirurgischen Eingriff bedingt, der zudem mehrmals wiederholt werden muss, weil das Kind ja wächst.

Inzwischen entwickeln Forscher aber Prothesen mittels Bioengineering, ausgehend von Zellen, die dem Patienten entnommen werden. Diese Prothese der Zukunft, gegenwärtig in Tierversuchen getestet, wird ein einziges Mal eingesetzt und wird im Gleichschritt mit dem Kind heranwachsen. Resultat: keine strapaziösen Operationen mehr und, wahrscheinlich, auch kaum mehr Abstossungsgefahr².

Auf diesem Gebiet war die Vergangenheit also keineswegs besser als die Gegenwart, und die Zukunft verheisst noch Besseres als das, was wir bereits erreicht haben.

¹ Quelle: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/f/F7976.php>

² Quelle: <https://www.letemps.ch/sciences/2015/02/13/valves-cardiaques-poussent-enfant>
– siehe auch (auf Englisch) <http://www.wysszurich.uzh.ch/projects/wyss-zurich-projects/lifematrix/>

Also, können wir die Diskussion damit für beendet erklären und zu etwas anderem übergehen?

Immer auf der Suche nach dem richtigen Abstand zum Objekt, habe ich den Eindruck, dass die Realität nicht so einfach zu fassen ist und dass es einer vertieften Reflexion bedarf.

Vor einigen Jahren hat mir ein alter Mediziner aus dem Wallis sinngemäss Folgendes gesagt: «Wenn man daran denkt, was frühere Generationen körperlich zu erleiden hatten und wie bescheiden die Mittel der Medizin damals waren, läuft es einem kalt den Rücken herunter. Aber im Grund der Dinge hat sich nichts wirklich geändert. Der Mensch kommt auf die Welt, wird erwachsen, lebt mehr oder weniger gut, dann kommt allmählich die Zeit der Altersbeschwerden und schliesslich geht's ans Sterben; hart ist dies auf die eine oder andere Weise immer.»

Ja, wir müssen sterben.

Und, wenn der Tod kommt, scheint schlagartig alles besser, was früher war. Sogar die Zukunft war besser, denn der Tod ist gewissermassen die Abwesenheit jeglicher Zukunft.

Sie und ich, wir werden also sterben. Wir wissen es, aber unser Denkkapparat ist so organisiert, dass er das unabwendbare Ende auf Distanz hält, zu unserem Glück.

Ohne dieses Wegschieben würde sich unsere alltägliche Existenz sehr viel schwieriger gestalten – oder sehen Sie es anders?

Nicht nur Ihnen und mir, unseren Nächsten und allen andern wird das letzte Stündlein schlagen. Alles Menschliche ist sterblich, vergänglich für Zeit und Ewigkeit.

Wenn man, zum Beispiel im Jura, durch die Natur wandert, erhascht das aufmerksame Auge flüchtige Spuren aus ferner und fernster Vergangenheit.

Die letzten Gletscher haben sich vor ungefähr zwölftausend Jahren zurückgezogen – eine für uns nicht wirklich fassbare Zeitspanne. Auf dem von ihnen glatt gehobelten Boden hat sich verschiedenstes Material angesammelt, das da und dort Sumpf- und Mooregebiete entstehen liess.

Nach und nach lernten die Menschen, die sich niedergelassen hatten, daraus Nutzen zu ziehen, vor allem indem sie das Wasser in Weihern aufstauten, um Mühlen und Sägereien zu betreiben.

Wer heute dem *Étang de la Gruère* oder dem *Étang des Royes* entlangstreift, denkt inmitten der düsteren Schönheit, die seit ewig da zu sein scheint, nicht mehr an die menschlichen Gemeinschaften, die an und von diesen Orten lebten.

Sie sind verschwunden, denn andere Techniken waren aufgetaucht; das Transportwesen hat sich revolutioniert, der Mensch findet sein Auskommen anderweitig.

So viel wir wissen, ist keine menschliche Gesellschaft, keine Zivilisation dem Untergang entronnen. Dieser gestaltete sich nicht immer dramatisch, in einigen Fällen waren es jedoch absolute Desaster.

Sieht jemand einen Grund, weshalb es unserer Zivilisation anders ergehen sollte? Es wird eine Zeit kommen, jenseits unseres Vorstellungsvermögens, da alles uns Vertraute vom Erdboden verschwunden sein wird.

Darüber, was nachfolgen mag, kann unser Geist nur spekulieren, ohne jegliche Gewissheit.

Meine Damen und Herren, ich will mit diesen Gedankengängen nicht schwarz in schwarz malen, aber erlauben Sie mir einfach die Feststellung, dass es gut wäre, wenn dieses Bewusstsein des vergänglichen Charakters alles Menschlichen einen vornehmeren Platz beanspruchen würde in unserem Denken und in der Art und Weise, wie wir miteinander umgehen.

Im politischen Diskurs geht dies, von ganz seltenen Ausnahmen abgesehen, ganz einfach unter. Hier wird postuliert, dass die Zukunft notwendigerweise besser sein wird als die Gegenwart, umstritten ist nur, welche Mittel und Wege als zielführend gelten dürfen.

Wenn dabei vergangene Zeiten verherrlicht werden, weil da noch Ordnung geherrscht habe, und man sie irgendwie wieder aufleben lassen möchte, dann, denke ich, ist grösste Vorsicht geboten, um nicht zu sagen Misstrauen.

Denn was berechtigt dazu zu sagen, früher sei dies oder jenes besser gewesen?

Wenn wir gründlich überlegen, uns fragen, unter welchem Blickwinkel wir der Wahrheit näher kommen – genau so, wie der Fotograf sorgfältig den Aufnahmewinkel und die Brennweite, die am besten passen, auswählt –, dann kommen wir um die Feststellung nicht herum, dass wir Vergangenes mit Augen betrachten, die am Heutigen orientiert sind.

Wir können im Grunde genommen nicht wissen, ob die Dinge früher besser oder schlechter waren, denn wir blicken aus der Zukunft der vergangenen Epoche zurück, einer Zukunft, die für die Leute von damals unvorstellbar war.

Ebenso wenig sind wir selbst in der Lage zu ermessen, wie die Schweiz sein wird, wenn der Tannenhof zu seiner 100. Fachtagung einladen wird.

Das wäre in 80 Jahren. Die in den letzten Jahren geborenen Kinder werden dann Greise sein. Wir kennen ihre Eltern, junge Erwachsene, denen wir täglich begegnen – ich bin vor kurzem selbst Grossvater geworden und denke in diesem Moment an meinen Enkel, der diese nächsten acht Jahrzehnte, von denen weder er noch ich eine Vorstellung haben, wahrscheinlich erleben wird.

Achtzig Jahre ist es her, dass Europa voll Bange auf den Zweiten Weltkrieg zuschlitterte. Wer hätte da, auch nur ansatzweise, all die Umwälzungen erahnt, die auf diese tragische Periode folgten?

Meine Damen und Herren, wir sind uns wohl einig: Niemand sah vorher, was unsere Welt seither geworden ist.

Das 20. Jahrhundert wird als tragisches Kapitel in die Geschichte eingehen. Es war einerseits ein Jahrhundert, in dem Fortschritte von noch nie da gewesener Tragweite gemacht wurden, wenn man die wissenschaftlich-technischen Durchbrüche anschaut, den Aufschwung des kulturellen Schaffens, die demokratischen Errungenschaften, die Entwicklung der Menschenrechte, den gewachsenen Wohlstand.

Gleichzeitig war das 20. Jahrhundert aber auch geprägt von extrem brutalen Konfrontationen, die unter grauenhaften Bedingungen massenhaft unzählige Menschenleben gekostet haben. Es war zudem ein Zeitalter grosser Ungleichheit, zwischen dem Wohlstand der einen und der Armut der andern, einer schockierenden Kluft, die nur langsam kleiner wird.

Alle politischen Messianismen, die in diesem tragischen Jahrhundert ein paradiesisches Morgen verhiessen, sind gescheitert, ohne einzige Ausnahme.

Sie haben allesamt ungeheuerliche Opfer verlangt, unter Berufung auf eine mythische Vergangenheit, die neu auferstehen sollte, oder auf eine leuchtende Zukunft, deren Herbeiführung jedwede Scheusslichkeit rechtfertigte. Mitunter berief man sich auch auf beides zugleich.

Es war alles Schall und Rauch – und mitnichten von Gutem.

Diese Messianismen beruhten auf Illusionen, verklärten eine nicht oder falsch verstandene Vergangenheit oder beschworen eine Zukunft, die uns, per Definition, nicht gehört.

Für meinen Teil ziehe ich, als gewählter politischer Verantwortlicher, daraus einige Lehren. Ich werde sie in drei Punkten zusammenfassen – schliesslich verbanden Sie mit der Einladung an ein Regierungsmitglied ja bestimmt auch die Erwartung, dass dieses einen Beitrag von seiner spezifischen Warte aus liefert.

Die erste Forderung an die Adresse der Politik ist die nach Bescheidenheit. Die Politik ist dazu da, das Zusammenleben hier und heute zu regeln, sie hat Lösungen für Probleme zu finden, die sich heute stellen.

Natürlich, die Vergangenheit ist auf dem politischen Terrain präsent, ob man sie nun als besser oder schlechter einschätzt: präsent als reiches oder weniger reiches Erbe.

Gewisse Entscheidungen unserer Vorfahren entfalten Wirkung bis auf den heutigen Tag. Damit müssen wir uns abfinden, das ist nun einmal unser Los. Unbenommen bleibt uns, bestimmte Effekte zu korrigieren oder Reparables zu reparieren, das in unseren Augen nicht mehr haltbar ist.

Die zweite Forderung an die Politik ist, rational zu handeln. Zwar gibt es keine Politik ohne Gefühle, ohne Werte, ohne Ideale; das sind alles Kernelemente dessen, was den Menschen zum Menschen macht, und damit voll und ganz zu respektieren. Aber für Leidenschaften, die den Verstand ausschalten und Fehlentscheidungen Vorschub leisten, ist in der Politik kein Platz.

Regieren ist ein mühseliges Metier. Die gefällten Entscheide wirken sich unmittelbar aufs Leben der Menschen aus, ein leichtfertiges Vorgehen verbietet sich von selbst.

Die dritte Forderung an die Politik lautet: immer schön demokratisch!

- Weil die Gesellschaft aus einer Vergangenheit hervorgegangen ist, die sich ihr entzieht,
- weil uns die Zukunft nicht gehört und wir, im Wesentlichen, unfähig sind, sie vorherzusehen,
- weil einzig und allein die Gegenwart wirklich in unserer Reichweite ist,
- aber auch weil alles Menschliche hier nur vorübergehend eine Bleibe hat, bis zum sicheren Ende,

... aus all diesen Gründen ist die Beteiligung aller Bürgerinnen und Bürger an Entscheidungen, die uns heute betreffen, der beste Ansatz, um die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen in möglichst friedliche Bahnen zu lenken.

In meinen Augen bilden diese drei Forderungen das Grundgerüst einer Ethik, die selbstverständlich mehr als diese Eckpunkte umfasst.

Und es ist keine Ethik möglich ohne spirituelle Suche. Ohne sie verliert sich der Mensch.

Damit komme ich zum Schluss.

Um das Gesagte noch etwas zu illustrieren, möchte ich Ihnen einen kurzen Auszug aus einem Text vorlesen. Er stammt aus der Feder eines berühmten französischen Schriftstellers, dessen Werk hoffentlich noch lange gelesen werden wird – Antoine de Saint-Exupéry.

Es ist einer seiner letzten Texte, geschrieben kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs – und vor seinem Tod im Juli 1944 bei einem Aufklärungsflug über dem Mittelmeer.

Es ist ein Brief³, adressiert an General X; mutmasslich dachte er dabei an Charles de Gaulle. Ich zitiere:

„Ach, General, es gibt nur ein, ein einziges Problem auf dieser Welt, den Menschen wiederum einen geistigen Wert, geistige Ziele zu geben. Etwas auf sie herabregnen zu lassen, das wie ein gregorianischer Chorgesang ist. [...] Was nützt es, den Krieg zu gewinnen, wenn wir dann hundert Krisenjahre revolutionärer Epilepsie haben werden? Wenn die deutsche Frage endgültig geregelt ist, beginnen erst die eigentlichen Probleme. [...] Mir ist es ganz gleichgültig, ob ich in diesem Krieg fallen werde. Denn was bleibt von dem, was ich geliebt habe? Ich meine die Menschen, aber auch ebenso die alten Traditionen, die unwiederbringlichen Stimmungen und jenes bestimmte geistige Licht. [...] Sollte ich jedoch zurückkehren, so gibt es für mich nur ein Problem: Was kann, was muss man den Menschen sagen?“⁴

Wie weit auch immer unsere wissenschaftlichen und technischen Fertigkeiten reichen werden, diese Frage wird uns begleiten.

Man könnte sagen: die Sinnfrage.

Es ist nicht der Ort und nicht der Moment, eine eigene Antwort darauf zu formulieren.

Was ich weiss, ist, dass es völlig einerlei ist, ob wir die Welt von einst als besser oder als schlechter betrachten als jene, in der wir leben.

Es ist vollkommen müssig, uns den Kopf darüber zu zerbrechen, ob die Zukunft gegenüber dem, was ist, besser sein wird oder nicht.

³ Ndlr: Le texte original en version intégrale est disponible ici : <http://www.deslettres.fr/lettre-dantoine-de-saint-exupery-general-x-hais-epoque-de-toutes-forces/>

⁴ Quelle: <http://www.zeit.de/1949/30/utopisches-reich-der-zitadelle>

Denn früher war alles anders, sogar die Zukunft – und alles war gleichzeitig ähnlich.

Der Mensch war, ist und bleibt auf der Suche.

Danke für Ihre Aufmerksamkeit.